

POP

# Aller Tage Abendlieder

Die Sängerin Rickie Lee Jones ist berühmt als besonders herbe Popdiva – und wird diesem Ruf mit ihrer neuen CD eindrucksvoll gerecht.

Sie ist eine Frau, die es liebt, starke Meinungen auszusprechen: „Ugly Man“ nennt Rickie Lee Jones denjenigen ihrer aktuellen Songs, der kaum verhüllt vom derzeitigen US-Präsidenten erzählt. Den „im Innern hässlichen“ Mann, der nichts gelernt habe, als so zu sein wie sein Vater, so droht sie darin, werde eine Revolution hinwegfegen.

Auch gegenüber Journalisten mag Rickie Lee Jones, 49, ihre Empfindungen nicht hinter höflichen Floskeln verstecken: „Ich bin so angeödet von all diesen Interviews“, raunzt sie zur Begrüßung, bevor sich der Fragesteller überhaupt vorstellen kann. Dann verkündet sie ihren Beschluss: Es sei doch ein Glück, dass das Hotelzimmer hier in Hamburg mit einem Pay-TV-Gerät ausgerüstet sei, da könne man gemeinsam Steven Spielbergs Film „Catch Me If You Can“ angucken – „und wenn Sie unbedingt reden wollen, schalte ich den Ton leise“.

Die Sängerin Jones ist berühmt und berüchtigt für die Schärfe und den Zorn, zugleich aber auch für die Verletzlichkeit, die sie in ihrem Gesang zum Ausdruck bringt. Hin und her wechselnd zwischen



Sängerin Jones  
Jäh explodierende Ungeduld

der klaren Stimme eines jungen Mädchens und den kehligen Ausbrüchen einer eher bejahrten Furie; mal eine Königin der sanften Ballade, dann wieder eine lärmende Hexenmeisterin – so steht sie seit zweieinhalb Jahrzehnten auf den Konzertbühnen und verzaubert ein nicht riesiges, aber ergebenes Publikum.

Ihren einzigen wirklichen Hit hatte sie gleich zu Beginn ihrer Karriere mit dem Song „Chuck E’s in Love“. Die späten siebziger Jahre, als sie mit ihrem Mix aus Folk-pop und Jazzmusik schlagartig bekannt wurde, kommentiert sie mit Grummelstimme: „Ich habe mich nie daran gewöhnen können, dass die Leute mich anlotzten, sobald ich den Raum betrat.“ Sie starrt auf den Fernsehschirm. Dort stolziert gerade Leonardo DiCaprio durch ein blitzsauberes Sechziger-Jahre-Amerika.

Allzu lange musste sie die Torturen des Topstar-Daseins nicht erleiden. Schon weil ihr, wie sie sagt, „das Songschreiben unendlich schwer fiel“, brachte Rickie Lee Jones eher unregelmäßig neue Alben heraus. Dazu kam, „dass ich Wiederholungen immer vermieden habe“, weshalb sie diverse überraschende Stilwechsel vollzog. Also nicht gerade die Berufsauffassung, durch die man es nach den Gesetzen der Musikwelt zum Millionen-Seller bringt.

Sie zog nach Frankreich, blieb dort ein paar Jahre und kehrte in die USA zurück, als sie Mutter einer heute 15-jährigen Tochter wurde. „Ich mochte es nicht mehr in Frankreich“, erinnert sie sich. „Ich lebte mit meinem Mann auf dem Land. Kaum jemand redete mit mir. Ich langweilte mich.“ Und dann blickt sie kurz vom Fernseher weg und den Fragesteller an: „Wissen Sie, ich langweilte mich leicht. Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren, mich für eine Sache zu begeistern. Das funktioniert meistens nur für einen Augenblick.“

Das Faszinierende ist, dass diese immer wieder jäh explodierende Ungeduld und eine aus Langeweile und Ermattung gespeiste Lässigkeit den Songs der Rickie Lee Jones ihre Kraft und ihren Glanz verleihen.

Auf der neuen CD „The Evening of My Best Day“, derentwegen sie gerade in ein paar deutschen Städten auftrat, hat sie einige großartige Abend- und Nachtlieder versammelt, in denen sie gegen die Umtriebe der Bush-Kamarilla wütet und von Blumengrüßen an Tote oder einem traurigen Gesicht in der Menge singt – mit einer Eigenwilligkeit, die sich auf Regeln stützt wie diese: „Die einzige Währung, in der ich bezahlt werden möchte, ist Respekt.“

Da geht’s mir ähnlich, schießt es dem Interviewer durch den Kopf – und er erkundigt sich vorsichtig: Was dagegen, den Fernseher wenigstens zum Tschüs-Sagen abzustellen? Sie schaltet ab und fragt: „War das nicht toll? Wir haben etwas Neues ausprobiert.“ Rickie Lee Jones lächelt. Für ein paar Sekunden sieht sie richtig begeistert aus.

WOLFGANG HÖBEL

**Weibel:** Das stimmt, aber nur zum Teil. In den neunziger Jahren wurde eine seltsame, künstliche Verbindung zwischen neuen Medien und dem Neuen Markt unterstellt. Als diese Seifenblase namens New Economy platzte, setzte in der Gesellschaft auch ein Misstrauen gegenüber jungen, technischen Medien ein. Das heißt aber nicht, dass Künstler aufhören, mit ihnen zu arbeiten. Auf der vergangenen Documenta war die Medienkunst präsenter denn je. **SPIEGEL:** Eben, und das Publikum fühlte sich vom Videogeflimmere übersättigt. **Weibel:** Fälschlicherweise wird die Medienkunst, und daran ist die jüngste Documenta nicht unschuldig, von vielen aus-



Museum für Neue Kunst in Karlsruhe  
Übernahme einer ungleichen Schwester

schließlich mit Polit- und Weltverbesser-Kunst assoziiert. Videokunst wird darauf reduziert, alle Krisengebiete dieser Erde zu dokumentieren und dabei eine Weltanschauung zu vermitteln. Medienkunst ist aber viel subversiver. Es geht doch nicht nur um Videos. Ich glaube, dass die Zivilisation immer technikabhängiger wird, dass sich zum Beispiel mit Hilfe der Kommunikationstechnik völlig neue Gemeinschaften bilden werden. Die Gesellschaft wird sich nie von einer Kunst lossagen, die mit denselben Mitteln arbeitet wie sie selbst.

**SPIEGEL:** Die Internet-Kunst konnte sich bislang trotzdem nicht durchsetzen, schon gar nicht am Kunstmarkt.

**Weibel:** Wenn ich im ZKM eine Ausstellung mit oder über Medienkunst zeige, ziehe ich viermal so viele Besucher an wie das Museum für Neue Kunst mit Sonderausstellungen zeitgenössischer Kunst wie Malerei und Installationen.

**SPIEGEL:** Sie hatten bei Ihrem Antritt 1999 verkündet, das ZKM solle als eine Art Forschungs- und Kreativlabor mit der Industrie zusammenarbeiten und damit Geld verdienen. Gemeinsam, so lautete die Vision, könne man etwa Software für Videospiele entwickeln. Bisher hatten Sie da wenig Glück und noch weniger Umsätze.

**Weibel:** Wir akquirieren jedes Jahr Drittmittel, bis zu 3,3 Millionen Euro. Was die direkte Kooperation mit der Wirtschaft betrifft, da könnten wir erfolgreicher sein. Es gibt eben auch im ZKM Verbesserungsbedarf.

INTERVIEW: ULRIKE KNÖFEL